

(Nachdruck verboten.)

17]

Die flucht.

Von R. Bagynowski.

In der Stadt und in den benachbarten Ebenen war der Schnee verschwunden, aber Wälder und Berge waren noch mit einem weißen Mantel zugedeckt. Angesichts der tiefverschneiten Berggipfel durfte noch an keine Reise gedacht werden. Hauptächlich mußte der Aufbruch aufgeschoben werden, weil es noch kein Futter für das Pferd gab. Die hellgrünen jungen Grashältnchen wagten sich kaum aus der kalten Erde. Jetzt konnten sie jedoch ruhig warten. Das Eis auf den benachbarten Seen war mürrisch und mit tiefen Rissen bedeckt, die Winterwege, die darüber führten, verschwunden, und die Sommerstraßen waren noch unbrauchbar, denn die Flußbette, die Sohlwege und Schluchten waren voller reißender, schäumender Bäche. Und wer in das verräterische Netz der steigenden Gewässer geraten war, der mußte, abgeschnitten von der Welt, auf hohen trockenen Hügel von den Wassern belagert, oft wochenlang warten, bis der Weg frei war. Dann litten die Menschen Hunger und Kälte, ein Pferd fiel nach dem andern, und für gewöhnlich wagte es weder die Post, noch ein Vote, die Menschenwohnungen zu verlassen, in denen sie das Tauwetter erkeit, und in das Labyrinth von Bächen und Seen vorzudringen.

Die Nacht war vorbei. Morgen- und Abendrot folgten einander auf dem Fuße, wie die Flügelschläge eines Vogels. Am Horizont war der rote Schein von einem wunderbaren Nimbus von rosigen Nebeln umgeben, im Zenit aber glänzten funkelnde Sterne. Und die Nächte waren lautlos, denn mit Sonnenuntergang hörten die Winde auf zu wehen, die kleinen Bäche verstummten vor Kälte, die größeren aber dämpften ihr Brausen. Die Vögel verkrochen sich im Nöhrich, und nur die Gänse, die auf den Sandbänken übernachteten, schnatterten leise.

Wenn die Sonne aufging, war es, als berühre eine Hand vielstimmige Saiten: alles erwachte zu heissem übersprudelndem Leben. Auf der Erde setzten die silbernen Bäche ihre Wanderung plätschernd fort. Vergessene Schnee- und Eisreste schmolzen. Aus dem Schlummer geweckt, sang, schrie, kämpfte die Vogelwelt, als wollte sie, des langen Winters eingedempt, Freude, Leid und Liebe bis auf die Reize auskosten. Zitternde, sanfte Winde brachten immer neue unzählige gefiederte Scharen vom Süden herbei, die Luft war überfüllt von den flüchtigen Gästen, die ängstlich dahersflogen, wie eine Handvoll Blätter, die ein unsichtbarer Sturm vor sich herreibt. Trotzdem behielt jede Gattung die ihr eigne Schwarmbildung und ihren eigentümlichen Flug. Die weißen Schwäne flogen in langer Reihe niedrig über der Erde, daß es aussah, wie Schmiere großer Perlen. Die Gänse bildeten einen spitzen Wink und schnatterten ohne Unterlaß. Die Enten schlangen unruhige bewegliche Kreise, einem Rosenkranz gleich, den eine mächtige Hand in den Aether geschleudert, oder sie flogen in dichtgedrängten, lärmenden, flachen Scharen vorüber. Die kleinen Vögel zogen regel- und führerlos ihren Weg. Vor dieser Frühlingswoge, die von Wärme, Feuchtigkeit und Leben überströmte, flohen Tod und Schnee, von der Sonne gehebt, vom Wasser bedrängt gegen Norden; in ihrem Gefolge aber brachte sie zierliche traue Wölkchen, der gelbe „Nirgussun“ blühte auf den Wiesen und am Waldestrand, der samtne Rasen schillerte sanft, die Lärchen bedeckten sich mit goldig-grünem, duftendem Flaum, und der Sommer kündigte seine heiße Herrschaft an.

Eugenie, die den arktischen Frühling zum erstenmal in ihrem Leben sah, war bezaubert von seinem überströmenden Leben. Ihr Herz strebte den leichtbeschwingten Vögeln nach, und voller Neid dachte sie an die vier Menschen, die bald fortziehen sollten.

Endlich barst auch das Eis auf dem Flusse mit lautem Krachen. Und bald darauf machten sich die Verbannten auf den Weg.

Die Nacht war nicht mehr rosig, sondern golden, denn die Sonne ging nicht mehr unter. Das Städtchen schlief in den grauen Wolken der Rauchkessel, die vor jedem Hause glommen. Woronin stand Wache auf dem Dache, während Krassuski

das Gepäck vorsichtig aus der Schmiede holte und es durch die Sträucher an den See brachte, an dessen Ufer ein kleines Boot schaukelte. Der langgestreckte See schlummerte schwarz und unbeweglich im grünen Rahmen des Lärchenwaldes. Unzählige Mücken tanzten über dem Boote und stachen die arbeitenden Menschen unbarmherzig. Ein Schwarm begleitete Krassuski stets bis an die Zurte und erwartete ihn dort mit blutgierigem Gesumme. Aber der Jüngling, den die Vorsicht und Eile erheischende Arbeit ganz in Anspruch nahm, fühlte ihre Stiche nicht. Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, denn das Gepäck war in große, schwere Ballen gebunden. Er atmete erst auf, als er sich im Boote niedersetzte und es mit dem Doppelruder abstieß. Woronin ging in der Richtung des Städtchens fort, um die Gegend auszufundtschaften, denn nur von jener Seite her konnten sie von zufällig vorbeigehenden Leuten bemerkt werden. An der andern Seite erstreckten sich unzugängliche Sümpfe und Gewässer. Im Schutz der herabhängenden Bäume und des niedrigen Nöhrichs führte Krassuski das Boot mit leisen, aber kräftigen Ruderschlägen vorwärts. Er gelangte glücklich ans Ende, wo eine schmale, mit spärlichem Weidengebüsch bewachsene Landenge den See von dem Sohlwege trennte, der zum Flusse führte. Hier sollten ihn Alexandroff und Niehorski erwarten, aber sie waren nirgends zu erblicken. Auch Woronin war verschwunden, denn der Sumpf zwang ihn, einen Umweg zu machen. Krassuski wartete eine Weile; dann ließ er einen langgezogenen Pfiff ertönen. In der Nähe antwortete ihm ein anderer, aber noch immer kam niemand zum Vorschein. Er stand also im Boote aufrecht und lauschte, ans Ruder gelehnt, als plötzlich Niehorski aus dem seitwärts stehenden Gebüsch auftauchte.

„Es ist überall sumpfig hier herum. Wir können das Pferd nicht an den See bringen. Die Sachen müssen wir selbst hinübertragen und das Boot mitziehen.“

„Ach, das wird viel Zeit kosten, und im Städtchen kann's jeden Augenblick lebendig werden.“

„Samuel, Pjetroff, Arkanoff werden uns helfen . . .“

„Also find sie da? Alle?“

Niehorski nickte. In Krassuskis Gesicht zuckte es nervös, er bückte sich schnell und hob ein mächtiges Bündel auf. Sie brauchten sich hier nicht in Acht zu nehmen, wie mitten in der Stadt, aber die aufgeweichte Erde, das Wasser ringsherum legten ihnen Hindernisse in den Weg, und die Eile machte sie nervös. Und jeden Augenblick konnte sie irgend ein Jakt, ein Wanderer, ein Mädchen aus der Stadt überraschen, die eine verwirrte Auh suchten oder einfach sehen wollten, was der ungewohnte Lärm bedeute. Das war umso wahrscheinlicher, als die Fischer gewöhnlich diesen Weg nahmen, um an den Fluß zu gelangen, denn hier war er am nächsten und bequemsten.

Alle Verbannten, Glitzberg mit einbegriffen, machten sich daran, die Sachen in aller Eile hinüber zu schaffen, aber außer Alexandroff und Krassuski war niemand im Stande, einige der Ballen von der Stelle zu bewegen. Der erstere mußte jedoch den Schimmel halten, denn die hastigen Bewegungen der Menschen machten ihn scheu, er zerrte am Zügel und häumte sich, der andre hatte das Boot ausgeladen und versuchte es aus dem Schlamm zu ziehen.

„Laßt alles liegen und stehen und helft mir, zum Teufel!“ rief er ungeduldig, denn die unzähligen Mücken machten ihn nervös; die Hilflosigkeit der Menschen machte sie lähnen, sie tanzten in der stillen Luft summend um ihn herum, blendeten seine Augen und ließen ihn kaum atmen.

Als sie das Boot endlich mit vereinten Kräften aus dem Nöhrich des Sumpfes auf einen freien Platz gezogen hatten, rief Krassuski eine Schlinge aus dem Lasso zu machen, und Alexandroff spannte das Pferd vor den Kahn, in dem das zurückgebliebene Gepäck untergebracht wurde. Der Schimmel zog frisch an, aber als er die würgende Schlinge am Hals verspürte und das Knarren des hinter ihm gleitenden Fahrzeuges hörte, sprang er schnaubend zur Seite, schlug aus und kniete die Zweige um sich. Krassuski konnte sich kaum beherrschen, er zerrte gewaltsam an der Leine und seine Hand fuhr von Zeit zu Zeit an den Gürtel, von dem sein Messer herabhing. Da erblickte er von der andern Seite Eugenie, die ganz bleich vor Schrecken war. Ganz von seiner Arbeit in Anspruch genommen, hatte er nicht einmal Zeit gehabt, ihr einen Gruß zu bieten. Jetzt zuckte er beim Anblick ihrer weit geöffneten

Augen und ihres schmerzgefüllten Gesichts zusammen. Sanft strich er dem Pferde, das sie einst so gern gehabt, über Stirn und Hals und suchte es mit schmeichelnder Stimme zu beruhigen. Das Tier legte ihm wie früher den Kopf zutraulich auf die Schulter und zitterte nicht mehr. Als sie es wieder eingespant hatten, wiederholte es seine Sprünge, lief aber vorwärts, und bald war das Boot an Ort und Stelle. Nun mußten sie daselbe noch von dem hohen lehmigen Abhänge hinunterbringen, auf den breiten grauen Fluß, der von hellen sonnigen Streifen und langen Morgenschatten durchkreuzt war. Hier bereitete ihnen der Schimmel wieder Schwierigkeiten: er wollte den steilen Pfad nicht hinabsteigen. Alexandroff und Krassuski riß erfolglos an der Kandare, es bäumte sich und gerte sie über den Abgrund hin und her. Die unten versammelten Kameraden konnten einen Schredensruf nicht unterdrücken. Krassuski mußte es auf einem weiten Umweg den sanfteren Abhang hinabführen. Alexandroff brachte indessen das Gepäck Niehorskis, Woronins und Samuels im Rahne herüber; der letztere wollte sie bis an die Berge begleiten. Als Krassuski kam, fand er nur noch Pietroff, Glitsberg und die beiden Arkanoffs am Ufer.

„Schnell, schnell!“ rief der im Boote stehende Alexandroff ihm zu.
Die Müden, die in dichten Schwärmen umherflogen, vergällten ihnen den Abschied. Doch traten allen die Thränen in die Augen, als sie diesen letzten der Genossen umarmten, die wie sie überzeugt waren, dem sicheren Tode entgegengingen.

„Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen! Kommt zurück, wenn's nicht gelingt. Wir werden suchen eure Abwesenheit so gut es geht, geheim zu halten! Kommt zurück!“

„Lebt wohl, lebt wohl!“ antwortete er, ohne die Augen und die unwölkte Stirn zu erheben. Als er Eugenien schüchtern die Hand entgegenstreckte, bot ihm diese, wie den andern die Wange zum Kuß. Erschüttert sprang er ins Boot, mit dem Alexandroff alsbald abtrieb. Der Lasso strammte sich, das Pferd zog an, wollte aber nicht ins Wasser gehen, bis ihm Pietroff einen tüchtigen Hieb mit der Gerte verfehlte. Da sprang es hinein, watete einige Schritte und schwamm dann mit fliegender Mähne davon. Der reizende Strom hatte bald das Boot samt dem Pferde ergriffen. Die zurückgeliebten Verbannten warteten, bis die Freunde am jenseitigen Ufer landeten. Dann ließen sie ihre Tücher wehen und riefen:

„Hurra, hurra!“
Vom jenseitigen Ufer wurde ihnen mit einem leisen Schrei geantwortet und Mühen flogen in die Luft. Darauf grüßten die Flüchtlinge noch einmal und verschwanden. Als die andern auf dem Heimwege nach jener Seite hinsahen, erblickten sie nur noch eine Furche zwischen den im Dickicht schwankenden Bispeln und den weißen Fleck des Pferdes, der von Zeit zu Zeit dazwischen auftauchte. Unten in der tiefen Schlucht zog die stahlfarbene Stromschlange mit dumpfem Brausen vorüber. In ihren klaren Windungen zitterten die Spiegelbilder des gelben Sandes, des hellgrünen Weidengesträuchs am Ufer, der dunkeln Abhänge und blauen Gipfel der fernen, waldbewachsenen, leichtbeschnittenen Berge, die sich in unabsehbaren Massen vom azurnen Himmel abhoben.

10.

Zwischen dem Waldstreifen am Ufer und den Bergen erstreckten sich weite, dichtbewohnte Wiesen. Als die Flüchtlinge an ihrem Saume hielten, stieg schon aus zahlreichen Hütten Rauch auf, und in den Gehöften wurde es lebendig. Sie mußten die Nacht abwarten, denn sie wollten auf keinen Fall eine Spur davon zurücklassen, welchen Weg sie nach den Bergen eingeschlagen hatten. Alexandroff zog die Sense hervor, steckte sie auf den Griff und mähte Futter für das Pferd. Sie gaben daselbe nicht frei, denn sie fürchteten, es würde über den Fluß zurückschwimmen; es stand die ganze Zeit über im Rauche, der es gegen die Müden schützte und knusperte an den saftigen Kräutern, sie aber schliefen bis über die Ohren in Hasenfellecken gehüllt. Es war heiß und schwül, die Insekten hätten ihnen sonst keine Ruhe gegönnt.

Ein heftiges Krachen im Gebüsch weckte sie jählings. Entsetzt sahen sie, daß der Schimmel fort war. Sie sprangen auf, beruhigten sich jedoch bald, als sie sahen, daß auch Alexandroff fehlte. Sie ahnten, daß er das Pferd zur Tränke geführt hatte. Der gute Kerl hatte auch den Theekessel mitgenommen, um ihn mit Wasser zu füllen. Es blieb ihnen also nichts weiter übrig, als sich in einer benachbarten Lache zu waschen, Holz aufs Feuer zu legen und zu warten. Alexandroff kam mit Samuel zurück, der in der Stadt gewesen und jetzt wieder über den Fluß gekommen war.

„Was giebt's?“
„Nichts von Bedeutung. Wir haben beschlossen, jeden Morgen der Reihe nach bei Euch in der Zurte zu heizen, damit niemand was merkt.“
„Oh! laßt das doch! Ihr werdet Euch dadurch noch was einbroden. Erwischen sie uns heute Nacht nicht, dann erwischen sie uns überhaupt nicht mehr, und wenn sie morgen anfangen zu suchen! Der Teufel selbst würde nicht dahinterkommen, welche Richtung wir eingeschlagen haben. Die Wildnis hat das für sich, daß sie keine Spuren hinterläßt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Heskulapjünger.

Von Wladimir Kirjakow.

„Was fehlt denn Ihrem Kleinen, Marja Stepanowna?“
„Ich weiß wirklich nicht. Er hat immer solche Hitze, klagt über Kopfschmerzen. Dabei schrecklich launenhaft, weint, will keine Medizin nehmen.“

„Wer behandelt ihn?“
„Dr. Saweljew. Er weiß noch nicht, um was es sich handelt.“
„Nehmen Sie doch Dr. Offenberg! Ein ausgezeichnete Kinderarzt! Wie der mit Kindern umzugehen versteht! Jedemal bringt er den kleinen Patienten Spielzeug mit. Natürlich warten sie schon sehnsüchtig auf ihn und gehorchen ihm gern, wenn er den Hals, die Zunge oder dergleichen sehen will. Dann macht's Dr. Offenberg so: er verschreibt dem Kinde eine Medizin. Wenn die Medizin fertig ist, kommt er wieder und nimmt in Gegenwart des Kindes selbst davon ein. Der kleine Patient thut es dann natürlich auch ohne Weigern. Offenberg hat eine ungeheure Praxis.“

„Ja, dann muß er doch aber tagsüber eine kolossale Menge Medizin schlucken?“
„Gott ja! Das gehört eben zum Geschäft! Und dann, wissen Sie, solche Kindermedizinen wirken ja bei Erwachsenen nicht sehr stark.“

„Wie fährst Du Dich in der Ehe, Lisa?“
„Offen gestanden, nicht besonders! Sehr langweilig, weißt Du. Mein Mann hat sich doch als Nachtarzt eingetragen und —“

„Nachtarzt? Was ist das?“
„Wie? Das weißt Du nicht? Nach dem neuen Gesetz scheiden sich die Doktoren in Tag- und Nachtärzte — so etwa wie die Droschkenkutscher. Die Tagärzte dürfen nur am Tage praktizieren, von 9 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, die Nachtärzte umgekehrt — von 9 Uhr abends bis 9 Uhr morgens. Mein Mann hat sich als Nachtarzt eingetragen, weil es von der Sorte natürlich viel weniger giebt, und das Honorar bei allen Leistungen größer ist. Unten an der Hausthür hängt des Nachts eine rote Laterne mit der Aufschrift „Nachtarzt.“ Also am Tage schläft er, steht um 8 Uhr abends auf, trinkt Thee und fährt Krankenvisiten machen. Um Mitternacht frühstückt er, um 6 Uhr morgens ist er Mittag, legt sich um 12 Uhr wieder hin und schläft bis 8 Uhr des Abends.“

„Nun, und wie machst Du's? Fährst Du dieselbe Lebensweise?“

„Selbstverständlich nicht! Wir haben sogar zwei Köchinnen: eine Tagköchin für mich und eine Nachtköchin für meinen Mann. Wir sehen uns nur sehr wenig, weil ich gerade aufstehe, wenn er sich schlafen legt. Und wenn er Mittag ist, schlafe ich. Nur an den Abenden, an denen er keine Visiten zu machen hat, gehen wir zusammen ins Theater. Nach dem Theater esse ich Abendbrot und er Frühstück. Am häufigsten wird er gegen zwei Uhr nachts gerufen. Das Publikum scheint den Arzt mit Vorliebe mitten in der Nacht holen zu lassen. Mein Mann hat ja auch bei seiner Niederlassung annonciert: „Dr. Serapionow, kommt sofort zu jeder Nachtstunde.“ Was willst Du? Er muß sich doch auf irgend eine Weise Patienten verschaffen! Später, wenn er erst bleibende Praxis hat, wird er natürlich Tagarzt.“

„Sind Sie aber sonderbar, Katalie Jurjewna! Wie kann man sich von einem gewöhnlichen praktischen Arzt behandeln lassen!“

„Aber warum denn nicht? Was schadet das?“
„Was das schadet? Oh! sehr viel! Der weibliche Organismus ist so zart, so delikat, daß er nur von einem Special-Frauenarzt behandelt werden darf!“

„Aber ich habe ja bloß einen ganz gewöhnlichen Husten! Was brauche ich dazu einen Frauenarzt?“

„Ganz gleich! Wissen Sie denn, welche Komplikationen sich im weiblichen Organismus aus einem Husten entwickeln können? Sogar ein weiblicher Schnupfen muß ganz anders behandelt werden, als ein männlicher, weil eine Damennase viel delikater und — wie soll ich mich gleich ausdrücken? — viel verfeinerter ist als eine Männernase. Wissen Sie, wie wir es machen? Mein Mann hat seinen Arzt, und ich — den meinigen. Ich kann Ihnen meinen Arzt nur sehr empfehlen. Er heißt Wjazeslaw Kawerewitsch Scherewski. Sie müssen sich auf mich berufen, wenn Sie ihn holen lassen. Zu ganz fremden Leuten pflegt er nämlich nicht zu gehen. Willig ist er freilich nicht — er nimmt pro Visite zehn Rubel; aber dafür ist seine Behandlung auch

so wunderbar angenehm! Wie kühl er immer gelleidet ist! Und welch seine Manieren! Salbe verschreibt er stets mit einem Parfumszusatz. Verstehen Sie, man befolgt dann seine Vorschriften gerne, weil die Salbe so schön duftet. Selbst zu gewöhnlichen Kompressen verschreibt er irgendein wohriechendes Wasser! Sogar (flüstert ihr etwas ins Ohr) auf Ehrenwort! Und Pillen giebt er stets mit Chokoladenüberzug. In ganz Petersburg existiert nur eine einzige Apotheke, die solche Pillen liefert! Ich empfehle Ihnen dringend, meine Liebe, konsultieren Sie Dr. Sbrjetoiski! Sie sehen, ich bin absolut nicht eifersüchtig!

„Aun, wie steht's mit Ihrer Gesundheit, Nikolai Wladimirowitsch?“
„Wie soll's damit stehen? Bald besser, bald schlechter. Ich habe ja ein chronisches Leiden — und dann das Alter —. Da muß man schon —“

„Wer behandelt Sie?“
„Dr. Iwanow. Ein alter Freund von mir. Ich sage Ihnen, wie der „Wint“ spielen kann! Geradezu großartig!“
„Wint“ mag er wohl spielen können, aber als Arzt taugt er nicht viel.“

„Nein, sagen Sie das nicht. Ich urteile so: wenn jemand gut „Wint“ spielen kann, ist er ein kluger, begabter Mensch. Ich lade die Beamten meines Ressorts häufig zum Wintspielen ein, um zu sehen, wen ich befördern soll.“

„Das ist doch etwas ganz anderes! Mit seiner Gesundheit aber darf man nicht so leichtsinnig umgehen. Wenden Sie sich lieber einmal an irgend eine Autorität! Fahren Sie z. B. zu Dr. Fertig! Er hat zweimal wöchentlich des Abends Sprechstunde. Das ist ein Doktor, sage ich Ihnen! Wie der die Kranken behandelt! Man muß sich, verstehen Sie, vollständig erkleiden, und so läßt er dann die Patienten an der Leine in seinem Sprechzimmer herumlaufen. Das soll die Erfindung eines berühmten deutschen Arztes sein.“

„Na, wissen Sie! In meinem Alter und bei meinem Rang im Adamskostüm wie ein Cirkuspferd herumlaufen!“

„Aber es geschieht ja zu Heilzwecken! Dafür sagt er Ihnen dann auch ganz genau, was Ihnen fehlt, und macht Sie gesund. Da fällt mir eben ein Beispiel ein. Sie kennen wohl den Börseaner Adrianow? Na, der läßt sich drei Jahre auf Leberleiden behandeln und Dr. Fertig stellt bei der ersten Konsultation fest, daß er Würmer hat.“

„Ich komme auf Veranlassung meines Onkels Konstantin Iwanowitsch. Wenn Sie so freundlich sein wollten, mir aus dem reichen Schatz Ihrer Erfahrungen ein paar Winke für die Praxis zu geben. Ich gedenke, mich in nächster Zeit als Arzt niederzulassen und —“

„Ein paar Winke? Sehr gern! Zeigen Sie mal Ihre Uhr!“
„Hier, bitte —“ (zieht die Uhr heraus).

„Die taugt nichts. Als junger Arzt, der in die Praxis tritt, brauchen Sie vor allen Dingen eine goldene Uhr. Und der Dedel muß so dick wie möglich sein. Das wirkt auf die Patienten immer ganz besonders, flößt ihnen Vertrauen ein. Gehen Sie in ein besseres Uhrengeschäft und verlangen Sie eine sogenannte goldene Doktoruhr! Ferner müssen Sie eine Brille tragen.“

„Aber ich habe ja sehr gute Augen!“

„Thut nichts. Nehmen Sie doch eine Brille mit Fensterglas! Eine Brille giebt Ihnen solch einen Anstrich von Solidität, während Sie jetzt, entschuldigen Sie, noch gar zu jugendlich aussehen. Weiter wüßte ich Ihnen nichts zu sagen. Das andre muß Sie die Praxis lehren. Sie werden sehr bald heraushaben, wie man mit diesem oder jenem Patienten umgehen muß. Die Kaufleute z. B. wollen vom Arzt geängstigt werden — sonst glauben Sie ihm nichts. Die Damen haben kein Vertrauen zu dem Arzt, der ihnen billige Medikamente verschreibt. Einige Patienten verlangen, daß der Arzt ihnen Witze und Anekdoten erzählt. Am besten — wählen Sie sich irgend eine Specialität! Z. B. die Influenza. Das ist eine Krankheit, die niemals vollständig erlischt und mit ihren Komplikationen für den Arzt ungeheuer dankbar ist.“

Kleines feuilleton.

— „Gnädige Frau.“ In der „Schwäbischen Tagwacht“ finden wir folgende nette Plauderei:

In der Beletage eines vornehmen Hauses spann sich folgende Scene ab:

Ein fremdes Dienstmädchen mit einem Palet: „Grüß Gott! Sind die gnädige Frau zu Hause?“

Der Herr, der eben geöffnet hat, erschauert: „Meinen Sie meine Frau?“

Das Dienstmädchen: „Wenn Sie Herr N. sind.“

Der Herr, noch aufgeregter: „Meine Frau ist momentan gar nicht gnädig, sondern sehr ungnädig.“

Das Dienstmädchen, verlegen: „Ist sie zu Hause?“

Der Herr: „Nein, sie ist aus dem Häuschen!“

Der Dialog wurde durch die Erscheinung der „Gnädigen“ unterbrochen, die wie eine Furie heran geschossen kam, den Mann wütend zur Seite schob, dem Dienstmädchen das Palet aus der Hand riß und mit ihm in der Wohnung verschwand.

Im dritten Stod wurde ich von der Frau meines Freundes, den

ich besuchen wollte, empfangen: „Wo ist denn der gnädige Herr Gemahl, wenn man fragen darf, gnädige Frau?“ Sie sah mich mit ihren Bergigmeinnichtaugen verdußt an und schlug dann ihr silbernes Lachen an. „Wollen Sie mich zum Besten haben, Sie lofer Spottvogel, daß Sie mich gnädige Frau titulieren? Ich bin doch keine Kommerzienrätin.“

Ich erzählte ihr nun das unten Vorgefallene, und meinte ironisch, es würde ihr doch auch wohl thun. Aber da geriet sie ernsthaft in Harnisch. „Sie halten mich also für so eine Gans, die sich von so abgeschmacktem Schnickschnad getibelt fühlt! Ich kann's Ihnen freilich nicht verdenken, da so viele meines Geschlechts sich unständig freuen, wenn sie z. B. im Puffgeschäft oder in der Möbelhandlung vom Inhaber oder Kommiss per „Gnädige!“ angedredet werden und nicht merken wollen, daß da auf ihre Eitelkeit spekuliert wird.“

„Thun Sie Ihrem Geschlecht nicht Unrecht, gnädige — pardon Frau X?“ erwiderte ich, „ich kenne viele simple Individuen masculini generis, die sich mit großem Behagen „Herr Doktor!“ an den Kopf werfen lassen. Nur einen einzigen habe ich in meiner Bekanntschaft, einen Schriftsteller, der dagegen protestiert und sogar einmal, als jemand trotz seines Protestes damit fortfuhr, „Sie Rindvieh!“ replizierte. Und wie gerne hört sich z. B. ein Präzeptor, „Herr Professor!“ titulieren, ein Sekretär „Herr Rat!“ und dergleichen.“

Wir plauderten weiter über das Thema und die kluge Frau meines Freundes moquierte sich köstlich über die Damen, die ihre dienstbaren Geister dressieren, sie nie anders als gnädige Frau anzureden. „Wenn ich nur wüßte,“ meinte sie, „woher die dumme Redensart kommt?“

„Das kann ich Ihnen, glaube ich, sagen. Euer Gnaden ist die in der Feudalzeit geprägte Titulatur für Grafen und Bischöfe, wie Majestät für Kaiser und Könige, Durchlaucht für Fürsten. Der Sinn („des Unsinns“, warf sie ein) ist freilich dunkel, vielleicht sollte damit gesagt werden, es sei eine Gnade des Vornehmen, daß er den Betreffenden empfängt und ihm Gehör schenkt. Transponiert ins Feminine wird daraus die gnädige Frau, das gnädige Fräulein, oder die Gnädige schlechweg.“

„Eineweg dumml!“ grollte sie, „so dumm wie Wohlgeboren, Hochwohlgeboren auf Adressen an Leute, deren Ahnen mit alten Hosen, Hasenfellen und Schweineborsten geschachert oder Schuhe gestickt und Cigarren gewickelt haben.“

„Was ereifern Sie sich so, gnä—pardon, Frau X., die Titelsucht steckt nun einmal dem deutschen Bürgertum noch im Blut, das Gleichheitsbewußtsein will den Wenigsten in den Schädel. Wer mehr hat oder mehr zu sein meint als die andern, fühlt sich auf höherer Rangstufe der socialen Pyramide und will das anerkannt wissen. Uebrigens will das manchem erst suggeriert durch speichelleckerische Geschäftsleute. Wie oft wollte ich schon des Teufels werden, wenn ich Empfehlungen und Offerten von Firmen bekomme mit der Adresse: Seiner Hochwohlgeboren. In der Regel werfe ich sie ungelesen in den Papierkorb.“

„Und wie oft,“ fiel Frau X. ein, „wollte ich schon des Teufels werden, wenn ich in Romanen und Novellen von sonst ganz vernünftigen Autoren las, wie eine Professors- oder Beamtensfrau von hochgebildeten und sehr respectablen Personen immer als Gnädige angesprochen wird. Es wäre doch endlich an der Zeit, daß helle Autoren mit diesem Unfug aufräumen. Da sehen Sie.“ Sie holte aus der guten Stube mehrere Nummern einer angesehenen demokratischen Zeitung und zeigte mir eine Menge Stellen dieser Art im Feuilleton, die sie mit Blaustift markiert hatte.

„Ach,“ erwiderte ich und griff vorsichtig nach meinem Gut, „Sie ärgern sich nur, daß Sie nicht auch gnädige Frau sind. Adieu, gnädige Frau!“

Sie langte nach ihrem Staubbesen, während ich schleunigst Reißaus nahm. —

c. k. Die Unsicherheit von Zeugenaussagen. Ueber „Entstehung und Wert von Zeugenaussagen“ spricht Dr. Fr. Mohr im Septemberheft der „Deutschen Rundschau“ und teilt einige Fälle mit, die recht deutlich beweisen, wie ungewiß und schwankend die Beobachtungen und Wahrnehmungen des Einzelnen sind. Die Unsicherheit kindlicher Zeugenaussagen illustriert folgender Fall: Eines Tages vermißt der Lehrer seine Verlöde. Ein Schüler meldet sich und erklärt, der Lehrer habe das Medaillon vorhin noch gehabt, als er nach der Pause den Ueberzieher abgelegt habe. Von 35 Schülern der einen Klasse gaben 5 auf das bestimmteste an, die Verlöde an dem fraglichen Vormittage gesehen zu haben. In andren Klassen, in denen der Lehrer am gleichen Vormittage unterrichtet, fragte er auch nach, und da ergab sich, daß von 343 Schülern 88, also 26 Proz., bestimmt die Verlöde gesehen haben wollten. Schließlich fand man den vermißten Gegenstand in einem Gasthauszimmer, das der Lehrer am Tage vorher besucht hatte. Ein Experiment, das beabsichtigte, Zeugenaussagen über einen im Affekt wahrgenommenen Vorgang zu erhalten, ward im kriminalistischen Seminar der Universität Berlin vorgenommen. Zwei Mitglieder, die mit einander im Einverständnis waren, ohne daß die andren Anwesenden etwas wußten, führten eine sehr erregte Scene auf, bei der starke Beleidigungen fielen, ja sogar ein Revolver gebraucht wurde. Da Zeugen sehr oft auch durch falsche Zeitungsberichte beeinflusst werden, wurde, nachdem die Scene vorgefallen, noch ein „Zeitungsbericht“ verlesen. Dann notierten zehn Herren den erlebten Vorfall auf, und zwar zwei am gleichen Abend, einer am Tage darauf, einer sechs Tage, drei eine Woche und drei fünf Wochen nach dem Versuch. Keiner von den Herren gab einen völlig genauen Bericht des Geschehenen. Das beste Resultat wies ein Herr mit vier, das schlechteste

wiesen zwei Herren mit zwölf groben Fehlern auf. Wie leicht es möglich ist, daß man auch gar nicht vorhandene Dinge zu sehen glaubt, beweist eine andre Geschichte: In einer größeren Stadt befindet sich das Denkmal eines Gelehrten, der sitzend den rechten Arm auf den Oberschenkel stützt und in der Hand einen Griffel hält, so daß man glaubt, er wolle zu schreiben beginnen. Da kommt nun eines Tages ein Stadtvater ganz aufgeregt in die Magistratsitzung und meldet, daß „freiblerische Hände“ das erzene Buch, in das der Gelehrte geschrieben und das auf dem Knie der Statue gelegen, fortgenommen hätten. Eine allgemeine Entrüstung entsteht, und man streitet sich darüber, wie lange das Buch wohl schon fort sei. Einer, der täglich an dem Denkmal vorbeiging, erklärt, das bronzene Buch sei auf den Knien befestigt gewesen und es könne nur mit großer Noheit losgeschlagen worden sein. Ein anderer erinnert sich, daß das Buch ein besonderes Gussstück darstellte und mit drei Schrauben am Beine der Figur befestigt gewesen sei. Doch eine genaue Untersuchung ergab, daß auf dem Knie der Figur überhaupt nie ein solches Buch sich befunden habe. —

Aus dem Tierleben.

— Die Legekräftigkeit des schwarzhalsigen Lappentauchers. Ein bemerkenswertes Beispiel für die außerordentliche Legekräftigkeit des schwarzhalsigen Lappentauchers (*Podiceps nigricollis*) beobachtete F. Henrici im Mai 1903 auf dem Karrafisch-See in Westpreußen. Bei Annäherung des Bootes an ein kleines Inselchen bemerkte unser Gewährsmann, wie etwa 40 Stück der genannten Taucher-Art eisig vom Rande der Insel nach dem nächsten Noth zu entkommen suchten. In der Nähe der Brutstätte selbst bot sich nun ein überraschender Anblick dar: Das Inselchen war an einer Seite am Rande mit Eiern des Schwarzhals-Lappentauchers geradezu übersät. Die Eier lagen regellos neben und über einander, viele auch im Wasser auf dem Grunde. Allein auf dem Inselchen konnten über 300 Eier gezählt werden, dazu kamen noch die im Wasser liegenden. Dicht an der Insel waren bereits wieder neu gebaute Nester des Vogels, die ebenfalls mit Eiern belegt waren, und zwar befanden sich darunter zwei Nester mit je 8, eins mit 6, zwei mit je 5 Eiern. Auch späterhin wurden an derselben Stelle noch Gelege von 6 und 7 Eiern gefunden, obwohl die Tiere sonst, wenigstens den Literaturangaben zufolge, nur 4 bis 5 Eier legen. Die ungeheure Eiermenge auf dem Inselchen erklärt sich ungezwungen durch die Annahme, daß ein Sturm und der mit diesem verknüpfte Wellengang die erste Brut der Vögel vernichtet und die Eier entweder ans Land oder auch ins Wasser geworfen hatte. Krähen, die sonst arge Eierräuber sind, hatten sich an die „Eierspeise“ offenbar deswegen nicht herangewagt, weil auf demselben Inselchen noch zwei Nester der Nachkomm angelegt waren, deren Besitzer jeden Angriff der Krähen energisch zurückwiesen. —

(„Ornithologische Monatsberichte.“)

Aus der Pflanzenwelt.

— Verbreitung der Kiefer. Um eine genaue Uebersicht über die Verbreitung der Kiefer in Nord- und Mitteldeutschland zu erhalten, wandte sich A. Dengler an 335 Forststationen, Oberförstereien mit der Bitte um Ausfüllung eines Fragebogens. In diesem wurde vor allem Ausschluß verlangt über das natürliche oder künstliche Vorkommen des Baumes. Die Ergebnisse dieser Umfrage hat A. Dengler in einer Schrift „Die Horizontalverbreitung der Kiefer“ (Mendamm, 1904, F. Neumann) veröffentlicht. Um festzustellen, ob ein Bestand ein natürlicher oder erst von Menschen angelegter sei, war es nötig, ihn bis in alte Zeit geschichtlich zu verfolgen. Dazu bedurfte es einer großen Anzahl von Dokumenten, und der Verfasser der Schrift hat ein äußerst umfangreiches Material bearbeitet, alte Erlasse und Urkunden aller Art benutzt, aus denen die Ursprünglichkeit der Kiefernwaldungen eines Bezirks oder die Zeit der Einführung des Baumes hervorgeht. Die Dokumente lassen erkennen, daß es in Nord- und Mitteldeutschland ein großes zusammenhängendes Gebiet giebt, auf dem die Kiefer seit Anfang an heimisch ist. Dieses Gebiet liegt im Osten, während im Westen nur einige Inseln gewissermaßen als Vorposten des großen Kiefernbezirks auftreten. Dieser letztere füllt den ganzen Osten Deutschlands aus, seine Westgrenze verläuft etwa von Wismar an der Lübecker Bucht in südlicher Richtung über Hagenow nach der Elbe. Sie begleitet nun diesen Fluß eine lange Strecke bis zur Einnüpfung der Saale. Von hier an folgt sie diesem Fluße, auf dessen östlichem Ufer sie bis zum Saalefließ bei Rudolfsstadt verbleibt. Abdann zieht sich die Grenze über den Fluß nach Westen hin und umfaßt in zwei jugenartigen Ausbuchtungen zur Hälfte den hohen Thüringerwald auf seinen nördlichen und südlichen Vorbergen. Schließlich nimmt sie ihre alte Nordwärtsrichtung wieder auf und zieht sich zwischen Koburg und Sonneberg nach Bayern hinein. Es ist sehr merkwürdig, daß diese ursprüngliche Grenze der Kiefer auch zugleich die alte Landstrecke zwischen Germanen und Slawen ist. C. G. L. Krause, dem diese Thatsache zuerst auffiel, ist der Meinung, daß das Verbreitungsgebiet der Kiefer ursprünglich viel weiter nach Westen reichte, daß aber die Germanen die Bestände zerstört und statt dessen den Laubwald begünstigt hätten. Im Gegensatz hierzu hält Dengler die angegebene Grenze für die natürliche und ursprüngliche. Die Germanen konnten von den Slawen nur soweit zurückgedrängt werden als die Kiefer reichte. Das Laubwaldgebiet war für die Lebensgewohnheiten der ersteren viel günstiger als der monotone Kiefernwald. Daß aber die Kiefer bei der Elbe und Saale ihre Westgrenze

erreicht, liegt daran, daß ostwärts dieser Flüsse die Lebensbedingungen für den Nadelwald, westwärts die für den Laubwald günstiger sind. Direkt nach der Eiszeit allerdings trat die Kiefer auf, noch bevor Laubhölzer erschienen. Später aber okkupierten diese den guten fruchtbaren Boden Westdeutschlands, während die Kiefer, die auch mit trocknerem Sandboden vorlieb nimmt, auf den Osten beschränkt wurde. Nur einzelne kleine Gebiete des Bestens blieben aus lokalen Gründen der Kiefer erhalten. Beim Auftreten des Buchenwaldes in vorhistorischer Zeit verlor also die Kiefer ein größeres Terrain, seit jener Zeit aber mag sie ihr Gebiet, in dem sie allen andren Waldbäumen überlegen ist, wohl unverändert behauptet haben. —

Technisches.

— Holzdestillation mit überhitztem Wasserdampf. In den „Nachrichten für Handel und Industrie“ berichtet der land- und forstwirtschaftliche Sachverständige beim Generalkonsulat von Kopenhagen über das von Ingenieur Esfiröm ausgearbeitete Verfahren zur Holzdestillation und gleichzeitigen Terpentinölgewinnung mit überhitztem Wasserdampf. Neu ist das Verfahren an sich nicht, aber während es bisher wohl nur angewendet wurde, um Holzkohle von ganz bestimmter Beschaffenheit zur Pulverfabrikation herzustellen, also zur Verkohlung von bestimmten Laubhölzern mit der Holzkohle als Hauptprodukt, hat der Genannte das Verfahren im Laufe der letzten Jahre dahin entwickelt und ausgebaut, daß er harzreiches Nadelholz zur Gewinnung nicht nur von Holzkohle, sondern in erster Linie von Holztheer und Terpentinöl mit überhitztem Wasserdampf destilliert.

Der Prozeß spielt sich in der vorläufig noch kleinen Anlage der Nowiska Trädestillations-Aktiebolag in Umea, Schweden, folgendermaßen ab: Aus einem kleinen Dampfessel wird Wasserdampf in eine liegende Retorte von 15 Kubikmeter Fassungsvermögen geleitet, nachdem er in einem Ueberhitzungsapparat auf eine Temperatur von mehreren hundert Grad gebracht ist. Die Retorte ist vorher mit harzreichem Nadelholz, z. B. Stochholz von Kiefern gefüllt und dicht verschlossen worden. Alsald beginnt die Destillation des Holzes, bei der der Holztheer mit Kondensationswasser gemischt sich am Boden der Retorte ansammelt, während die flüchtigen Produkte mit dem ursprünglichen und dem aus dem Wassergehalt des Holzes sich neu entwickelnden Wasserdampf in eine oben an der Retorte angelegte Röhrenleitung gelangen. In dieser passiert der mit Destillationsprodukten beladene Wasserdampf einen zweiten Ueberhitzer und tritt dann in die zweite Retorte ein, wo der Prozeß aufs neue beginnt und genau wie in der ersten Retorte verläuft, also mit Ansammlung des Holztheers am Boden und Uebergang des neu hinzukommenden Wasserdampfes und der flüchtigen Produkte in eine Röhrenleitung, die in der nur mit zwei Retorten arbeitenden Esfirömschen Fabrik nun in die Abkühlungsschlangen mündet. Die Vorteile des Verfahrens gegenüber der gewöhnlichen Retortenverkohlung mit direkter Feuerung bestehen in der Hauptsache darin, daß die gewonnenen Destillationsprodukte weit bessere sind. Dies gilt namentlich von dem Terpentinöl, das dem besten französischen nichts nachgeben soll. Ebenso zeichnet sich der gewonnene Holztheer durch hervorragende Güte aus, und dasselbe gilt von der Kohle, die einen sehr klingenden Bruch und hohen Glanz auf den tiefschwarzen Bruchflächen hatte. Dazu kommt, daß das Verfahren eine Ausbeute von 70 Proz. Kohle giebt, was bei dem gewöhnlichen Verfahren bei weitem nicht erreicht wird. Die Ursache dieser Ueberlegenheit des Esfirömschen Verfahrens ist darin zu finden, daß die Destillation in den Retorten überall sehr gleichmäßig verläuft und daß Hitzegrade vermieden werden, die dem Terpentinöl einen schlechten Geruch und mangelhafte Beschaffenheit verleihen. In der Güte des gewonnenen Terpentinöls liegt aber insbesondere die Stärke des Verfahrens. —

(„Technische Rundschau.“)

Humoristisches.

— Eine Geburtstagsüberraschung. Der „Hannoversche Courier“ berichtet über eine artige Geburtstagsüberraschung: Ein in der Wödekerstraße in Hannover wohnender Rentier hatte am Donnerstag in seinem Stammsaal den Vorabend seines Geburtstages gebührend gefeiert. In fidelester Stimmung kehrte er später als sonst in seine Wohnung zurück. Es lag ihm nun daran, daß seine bessere Hälfte nicht erfuhr, um welche Zeit er die Bierbank mit dem Bett vertauscht hatte; er zog deshalb, wie es rücksichtsvolle und vorsichtige Ehemänner wohl zu thun pflegen, schon auf dem Vorplatz seine Stiefel aus und that noch ein übriges, indem er nicht vom Flur aus in sein Schlafzimmer ging, sondern einen Umweg durch die „beste Stube“ machte. Als er nun diese Thür geöffnet hatte, traten seine Füße auf etwas Weiches. „Haha“, meinte er schmunzelnd, „das ist der Teppich, den ich mir gewünscht habe, und mit dem mich meine liebe Frau überraschen will.“ Ihm gefiel das Mollschweiche unter seinen Füßen so sehr, daß er mehrere Mal auf dem Geburtstagsgeschenk hin- und herpromenierte. Dann legte sich das Geburtstagskind befriedigt schlafen. Eine Stimme, die er schon im Halbschlaf als die seiner treuen Gattin erkannte, weckte ihn. Als er nun die Augen aufschlug, stand seine Frau vor seinem Bett. In den Händen hielt sie einen Gegenstand, der Ähnlichkeit mit irgend etwas hatte, was er sich nicht entsann, in seinem Leben je gesehen zu haben. „Hier ist Dein Geburtstagsgeschenk“, sagte sie lächelnd, „Dein Putzkerlchen, auf dem Du heute Morgen in aller Frühe spazieren gegangen bist!“ —